II. Jahr Heft 21

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Oskar Vonwiller: Die Kirche und die Kultur/ Hugo Neugebauer: Die Gezeiten / Carl Dallago: Vermählung / Robert Müller: Das Grauen / Bruno Frank: Gedichte / Karl Schoßleitner: Das Problem des Grafen von Gleichen / Arthur v. Wallpach: Ungarische Bilder / Hartmann: Brixner Chronik XVI / Karikaturenfolge 45: Max von Esterle: Maler Anton Colli.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre. Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 1. April 1912 Heft 21

Die Kirche und die Kultur / von Oskar Vonwiller

Papst Gregor der siebente, der große Gegner Heinrichs des vierten, hat als erster in der Christenheit den Gedanken in seiner ganzen Größe und Wucht gedacht, daß die Kirche zur eigentlichen Herrscherin der Menschheit berufen sei und der Staat ihr nur als Arm dienen dürfe. Vor ihm sind alle Machtbestrebungen der Kurie kaum mehr als Äußerungen der gewöhnlichen menschlichen Hab- und Herrschsucht. Gregor aber hat die weltgeschichtliche Bedeutung der römischen Macht erkannt, und das Ziel, das er ihr setzte, war kein geringeres, als die Herrschaft der geistig Überlegenen über die weltliche Gewalt und die blinde Plumpheit der Kriegerkaste, also diejenige politische Verfassung herbeizuführen, die schon Sokrates und Platon und nach ihnen alle wirklich einsichtigen Leute als die einzig gesunde und segensreiche gefordert haben, das Ideal, das in Indien eine Zeit lang durch die Herrschaft der Brahmanenkaste verwirklicht war. Und zur Verwirklichung dieses Ideals in Europa kam für den Papst selbstverständlich die Kirche in Betracht, denn einmal stellten die Geistlichen jener Zeit wirklich die geistige Elite der Menschheit dar, ferner besaß die Kirche schon eine große Autorität, die man nur auszubauen und zu festigen brauchte.

Tatsächlich aber hat die Kirche dieses Ideal nie ver-

wirklichen können, obwohl sie seit dem Investiturstreit unablässig darum bemüht war, und wird, trotz allen Anstrengungen, die sie noch dazu machen wird — wir stehen gerade heute in einer lebhaften Phase dieses Kampfes — es auch niemals zustande bringen.

Was stand ihr dabei im Wege? Waren es die germanischen Dickschädel, deren handfester Drang nach Unabhängigkeit die stolzen Pläne Roms vereitelt hat? Hat sie sich, nur um ihnen zu begegnen, in den starren Dogmenpanzer eingeschlossen, der ihre Entwicklung erstickte und daher die weitere Entfaltung ihrer Macht gehindert hat?

Man könnte meinen, daß es nur die Kampfstellung war, in die sie der Widerstand des deutschen Königtums gebracht hatte, was die Kirche, um sich möglichst unverwundbar zu machen, in den stählernen Harnisch des Dogmas gezwungen hätte, der sie im Verlaufe der Kulturentwicklung nötigte, jede freie Regung geistigen Erkenntnisdranges, die natürlich unter diesem Panzerhemd keinen Platz fand, von sich abzuschneiden und als Ketzerei zu verfolgen, wodurch sie sich bald das Steuer der geistigen Führung entwinden lassen mußte und aller Tauglichkeit zur Aufrichtung einer Herrschaft des Geistes verlustig ging.

War es allein dieser heftige politische Widerstand? Hätte sich der nicht vielleicht besser überwinden lassen, wenn die Mauer der Dogmen den freien Geist nicht ausgeschlossen und zum Feinde gemacht hätte, wenn man vielmehr seine Kräfte zur Bundeshilfe herangezogen hätte?

Der politische Kampf konnte es allein also nicht sein. Das Prinzip, das der Kirche die Unklugheit jener Einpanzerung so nahe gelegt hat, muß wohl tiefer liegen.

Zur Lösung dieser Frage tun wir am besten, uns nach einem analogen Fall umzusehen, nach einer Epoche, in der eine Theokratie, wie Rom sie erstrebt, wirklich bestanden hat.

Die Geschichte bildet ja den Erfahrungsschatz der Menschheit insgesamt, und wie jeder Einzelne seine persönliche Erfahrung zu Rate zieht, wenn er sich über die Ursachen und Aussichten einer Sache klar werden will, so müssen wir andere Ereignisse der Geschichte heranziehen, um einen ähnlichen Fall zu beleuchten.

Im alten Indien hat die Priesterkaste während einer guten Weile tatsächlich die Rolle gespielt, die Gregor dem katholischen Klerus zudachte. (Es ist selbstverständlich gar nicht nötig, daß er davon irgendwie Kenntnis gehabt hätte). Die Bildung und Weisheit der Brahmanen sicherte durch ihre Hegemonie den politischen Frieden, eine volkstümliche Religion befriedigte das metaphysische Bedürfnis der Masse, pflegte die Moral, tröstete die notwendig Unterdrückten und erwies sich als mächtige Stütze der sozialen Ordnung. In solch einem friedlichen, wohlgeordneten Gemeinwesen konnten die Früchte der Kultur herrlich reifen. Ungestört entwickelten sich Kunst und Wissenschaft; dem beschaulichen, grüblerischen Charakter des Hindu entsprechend, den auch wieder die politische Ruhe besonders ausgebildet hatte, vor allem die Wissenschaft. Nie und nirgends hat die philosophische Erkenntnis eine solche Höhe erklommen.

Wir horchen auf. Unter der Herrschaft von Priestern soll die Philosophie ihren Gipfel erstiegen haben? Priestertum und Philosophie — sehen wir da nicht die Scheiterhaufen der Bruno und Vanini lodern! — Gemach! Hier stoßen wir auf den Kern unserer Frage.

In Indien wird die Philosophie von der Priesterkaste nicht geächtet und verfolgt, sondern gerade sie hat sich um ihre Pflege und ihren Ausbau verdient gemacht. Der Begriff des Ketzers war unbekannt.

— Und das bei den Hütern einer Religion mit 500

Götzen und einem Hokuspokus, gegen den der katholische Gottesdienst der reine Vernunftkultus ist? —

Ja, gewiß — weil nämlich die Brahmanen wußten, daß die Volksreligion nur die symbolische Einkleidung von Wahrheiten ist, die jeder nach Maßgabe seiner Fassungskraft ihrer mythischen Gewandstücke entkleiden kann. So wuchs aus der Volksreligion eine ganze Pyramide von Einweihungsstufen auf, die in der philosophischen Erkenntnis des höchsten Adeptentums gipfelte.

Eine Organisation, die mit dem Einfluß auf das Gewissen des Volkes zugleich die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes besitzt, konnte wohl im Stande sein, eine Theokratie zu gründen und aufrecht zu erhalten, da sie allen zum Nutzen gereicht.

Warum aber hat die christliche Kirche ein solches Adeptentum nicht entwickeln können? Warum hat sie den Gedanken so eng in die Stahljacke des Dogmas eingezwängt, daß zwei Kardinäle, von denen jeder für sich recht gut weiß, was er von der Metaphysik seiner Lehre zu halten hat, einander die unwürdige Komödie einer bäuerlichen Urteilslosigkeit vorspielen müssen? Was hat sie genötigt, sich auf diese Art den Geist auf ewig zu verfeinden? Warum hat sie sich so aller Aussicht beraubt, jemals die heiß erstrebte Theokratie zu verwirklichen?!

Die Schuld daran trifft nicht die Kirche als solche, sondern ein Prinzip der christlichen Religion, das Prinzip des „Glaubens".

Wir sind gewohnt, Religion und Glaube als synonym zu betrachten. Das ist ein Irrtum. Der Glaube gilt nur im Christentum als erlösendes Prinzip (und im Islam, der dem übeln Beispiel gefolgt ist). Er mußte den Kitt abgeben, der die hochstehende Ethik dieser Lehre mit ihrer läppischen alttestamentlichen Metaphysik verkleistern sollte. Wenn man andere Religionen betrachtet,

wird man sehen, daß ihre Metaphysik ebenso wie die philosophische immer dem Drange nach Erkenntnis ihr Entstehen verdankt. Sie bezweckt eine Erklärung der Welt, sei es nun die kindlich naive des Hellenentums oder die gedankenreiche Buddhas oder der Veden. Der Trieb nach Erkenntnis ist dem Menschen mit elementarer Macht in die Seele geboren. Wissen wollen wir; Glauben ist nur ein armseliges Surrogat dafür. Das Christentum aber, die Schöpfung einer großartig ethischen Persönlichkeit (ich weiß, daß sie heute bezweifelt wird) mitten unter Juden entstanden, konnte und durfte wenigstens auf der einen Seite seiner Lehren nicht allzuschroff mit den altjüdischen Anschauungen brechen, um nicht von vorne herein jeden Erfolg bei diesem Volke in Frage zu stellen. (Hier denke ich schon an die von Jesu, der sich selbst nicht viel mit metaphysischen Fragen eingelassen hat, losgelöste Lehre in den Händen der Jünger). Es zeigte sich aber, daß schon die Fremdheit der Ethik allein genügte, um die Gefolgschaft der Juden auszuschließen. Nun kam die neue Religion zu gebildeten, der Wissenschaft erschlossenen Völkern, deren Wissensdurst sie nichts zu bieten hatte, als die primitive, abergläubische Metaphysik eines barbarischen Stammes; sie sah sich also gezwungen, ihre Annahme vom Glauben zu verlangen, da die Vernunft sie verweigert hätte. Der Kulturüberdruß, der sich der Völker des sterbenden Altertums bemächtigt hatte, kam diesem Verlangen entgegen. Die starke Kost des klaren Geistes konnte von dem altersschwachen Magen jener abgelebten Rassen nicht mehr verdaut werden und das „Credo quia absurdum" war ein willkommenes Brechmittel — man verzeihe mir den drastischen Vergleich!

Der Glaube ist also ein historisch erklärbares Prinzip des Christentums, nicht aber der Religion schlechthin. — Wenn ein Europäer nun fragen wollte, was von der

Religion übrig bleibt, wenn man den Glauben beiseite läßt, so muß die Antwort lauten: Ehrfurcht — sei sie nun wie bei Wilden mehr zur Furcht hingeneigt, oder mehr zur Bewunderung, wie bei Kulturmenschen. Beide aber, sowohl Furcht als Bewunderung sind Quellen, aus denen der Drang nach Erkenntnis entspringt. Wer fürchtet, will die Gefahr erkennen, um sich gegen sie wappnen zu können; wer bewundert, liebt, und Liebe strebt nach Besitz, geistige Liebe nach geistigem Besitz: das ist Erkenntnis.

Erkenntnis ist im Buddhismus und im Brahmaismus das erlösende Prinzip, daher ist es nicht verwunderlich, wenn ihre Vertreter die Forschung unterstützen, statt sie zu befehden.

Den Christen aber soll der Glaube erlösen. Und „Glauben" heißt: ohne zureichenden Grund *für wahr halten* — nichts anderes; trotz den dialektischen Spitzfindigkeiten verlegener Theologen. (Wo die Dialektik anfängt, hört überhaupt die Wahrheit auf).

Aus diesem Grunde muß die christliche Kirche jeden, der sich nicht mit dem Glauben zufrieden gibt, sondern erkennen will, als Feind betrachten. Ein Adeptentum ist ihr unmöglich, denn jeder, der zum Adepten berufen wäre, ist ein Ungläubiger, ein Ketzer und gehört eigentlich auf den Scheiterhaufen.

Da also die Kirche — (vom Protestantismus spreche ich gar nicht, denn er wiederholt ja das Gleiche nur im Armeleutestil und nach den Grundsätzen der Halb-Halben) — da die Kirche genötigt ist, auf die Gefolgschaft der wirklich Geistigen zu verzichten, gleichwohl aber ihre Absicht einer Theokratie nicht aufgeben will, muß sie zu dem Schlusse kommen, daß ihr eine Durchführung ihrer Pläne nur noch gelingen kann, wenn der freie Geist

vorher ausgerodet ist. Daher tut sie alles, was sie kann, um ihn zu verfolgen und zu vernichten.

Das christliche Glaubensprinzip ist demnach der eigentliche Grund für die Kulturfeindschaft der Kirche — nicht der Glaube an dies oder jenes, sondern der „Glaube" schlechthin — und macht alle Hoffnung zunichte, daß ein Wechsel der Personen oder des Systems da jemals Wandel schaffen wird.

Und wenn die heutigen Reformchristen meinen, es sei damit geholfen, daß man den Glauben sublimiert und reduziert und dem philosophischen Wissen unserer Zeit anpaßt, so rate ich ihnen, auf ihrer Hut zu sein!

Da in einer brauchbaren Weltanschauung die Ethik organisch aus der Metaphysik herauswachsen soll — im Christentum war sie bisher schlimmerweise nur aufgepfropft — so braucht man zu einer Religion eben auch Metaphysik. Es darf aber weder sie noch die aus ihr hervorgegangene Ethik zu einem Glaubensartikel werden, sondern muß lediglich freie Frucht der Erkenntnis bleiben. — Denn was könnte es nützen, zur Basis der schönen Sittenlehre Christi die für uns dazu sehr taugliche Metaphysik Schopenhauers oder des Vedanta zu nehmen, wenn der Glaube sich wieder eindrängte, um ihre Annahme zu fordern! Diese Weltanschauung brauchte bloß eine fortgeschrittenere Deutung zu erfahren und die alte Kulturfeindschaft hätte sich der Religion wieder bemächtigt — und weiter müßte das Wort Spinozas gelten: „Entweder mit Christo gegen die Vernunft, oder mit der Vernunft gegen Christum". Denn trotz Kant, dessen Irrtum aus den Voraussetzungen zu erklären ist, die seine Zeit ihm geboten und die er selbst sich geschaffen hat, gibt es keine „praktische" und keine „reine" Vernunft, sondern nur eine Vernunft — und Fahnenflucht zur Unvernunft.

Auf das Jesuitentum, das seit dem Trienter Konzil der

Kirche die charakteristische Färbung gibt, glaube ich nicht näher eingehen zu müssen, da ich dieser Erscheinung symptomatische, aber keine ursächliche Bedeutung beimesse.

Vermählung / von Carl Dallago

Der Mensch:

Wie alles Dasein dunkel ist,
so dunkel bist auch du,
bis sich von mir die Flamme schlägt
in deine dunkle Ruh.
Dann fühlst du meine Helle schon,
daß du im Grunde bebst
und unter meinem Flammenhauch
dein Eigenstes erlebst.
Es läutet deine Willigkeit
durch Seele mir und Leib:
daß ich das ewige Licht dir bleib,
das vor dir glüht, o Weib!

Das Dasein:

Du hast in meinem Rätselschoß
dein neues Land entdeckt,
wie schein ich nun mir selber groß
und zu mir selbst erweckt.
Es scheucht die bange Dunkelheit,
die meinen Schritt verhängt,
wenn so ein Mensch wie du mich hält
und mir sein Leuchten schenkt.
Es ist als wärst ein Lichtquell du,
der mich zu sich erlöst,
wenn meine tiefste Willigkeit
mich ganz zu dir entblößt.

Die Gezeiten / von Hugo Neugebauer

Das große Herz des Meeres tut
zwei Schläge allezeit:
das ist die Ebbe und die Flut,
die dehnt sich erdenweit,

dehnt sich, soweit des Meeres Arm
der Erde Leib umfängt,
soweit die Erde sonnenwarm
dem Meer entgegendrängt,

daß sie die glutbeherzte Brust
an seinem Busen kühl,
der Meeresliebe tiefe Lust
in Blut und Marke fühl.

Die breite Brust der Erde sinkt
erschauernd in das Meer,
von wilder Liebe Lust beschwingt,
braust Wind und Welle her.

Die Welle weicht, die Erde hebt
eratmend aus der Flut
die breite Brust und lechzt und bebt
nach ihres Buhlen Wut.

Der dunkle Mund des Buhlen schäumt
von Lieberaserei,
er stürzt heran und brüllt und bäumt
sich auf mit wildem Schrei.

Es reißt der Umschwung aller Welt
mit sich das rauhe Paar,
das brünstig sich umfangen hält
und wirbelt Jahr um Jahr.

Das Grauen / von Robert Müller

Das Leben ist der einfältig und trotz aller pompösen Deutungen harmlos vermummte Teufel, der nur hin und wieder die Maske abwirft, um sein wahres Wesen, das ein Hohn auf alle vorstellbare Form ist, zu zeigen. Wie das Fürchterliche eigentlich geschah, ist nicht zu sagen. Das Dienstmädchen, das es hätte am ehesten wissen können, weil es in dem an das Zimmer der Herrin anstoßenden Hinterstübchen lag, hatte in seinem tiefen Schlafe nur eine traumhafte Wahrnehmung der Vorgänge und wurde erst aufmerksam, als der entstehende Tumult bereits keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß etwas Außerordentliches vor sich gegangen sei. Gewiß ist, daß das Feuer im Zimmer der Dame ausbrach. Allen Anzeichen nach wurde es durch unvorsichtiges Hantieren mit der Nachtlampe, die auf einem neben dem Bette befindlichen Kästchen zu stehen pflegte, verschuldet.

Bekannt und ohne Nutzen diskutiert wurde nur das Schicksal Heilemanns. Doktor Heinz Heilemann hatte in einem kleinen Villenstädtchen sein Sommerhaus. Es war nicht groß und besaß über dem Parterre, das von einem Teil der Bedienung bewohnt wurde, ein einziges Stockwerk. Die Vorderfront, aus drei Zimmern bestehend, sah in den länglichen schmalen Garten hinaus, der beiderseits an andere Villengärten grenzte. Im hinteren Trakte lagen Aufgang und Korridor und das bereits erwähnte Dienerzimmer. Mit seinem flachen Dache hätte das Häuschen ausgesehen wie eine auf ihre längere Tiefenseite gestellte Schachtel, wären nicht die beiden Eckzimmer turmartig vorgesprungen, um zwischen sich und über dem Hausflur eine weinumrankte Loggia entstehen zu lassen, deren Entree in das gemeinsame Wohnzimmer führte. Die beiden Eckzimmer hatten Heilemann und seine junge Frau inne.

Heilemann, in der glücklichen Lage, seinen Neigungen leben zu können, hatte erst jüngst geheiratet und eine Jugendliebe zu seinem Weibe gemacht. Nach mannigfachen Abirrungen und Pausen war er endlich endgültig zu ihr zurückgekehrt. Mit dem keimenden Frühling hatte er sich, um auch die Genugtuung der häuslichen Zweisamkeit kennen zu lernen, in dieses goldene Haus der Zärtlichkeit zurückgezogen. Er liebte seine Frau, und das mit dem glücklichen Bewußtsein eines Mannes, der seinen Schatz erkennt, ohne die Tollheiten und Überhitzungen der Flitterwochen. Darum waren auch ihre Schlafzimmer getrennt.

Es war eine Juli-Mitternacht. Heilemann fuhr aus dem Schlafe empor. War es ihm doch, als hätte er einen langgezogenen heulenden Schrei gehört. Er richtete sich im Bette auf, lauschte angestrengt nach dem Fenster, durch das der Schrei gekommen sein mußte und durch das jetzt die laue Sommernacht hereinspielte. Im Garten rauschten leise die Bäume und von der Ferne, wo der Fluß über einige Schwellen glitt, drang ein einförmiges Brausen her. Gleich unter den Fenstern hörte man noch ein Geräusch: Dort mußte sich der Hund zu schaffen machen. Ein eigentümliches Fauchen und Schnuppern -- das war auffällig! — das zeitweise in ein Winseln und Knurren überging. „Er jagt die Katze", versucht Heilemann eben zu denken, als plötzlich ein erstickter langer Klagelaut, über dessen Herkunft man nicht urteilen kann, die bange Erwartung durchschneidet. Bei Gott, da ist Heilemann mit einem Satze beim Fenster. Er sieht den kleinen Rasenplatz, auf dem ein unnatürlich heller Flecken liegt. Rührt er von dem Zimmer an der anderen Seite der Wohnung her? Eine böse Ahnung durchkreuzt blitzschnell seinen Kopf. Die nächsten besten Kleidungsstücke an sich reißend eilt er zur Türe und während dessen redet er sich den fürchterlichen Gedanken aus, lächelt wirr, malt sich in rasend schnellen

Vorstellungen das schrecklichste Bild, um sich gleich darauf wieder an die Wahrscheinlichkeit eines bloßen kleinen Unfalles zu klammern. Aber kaum stürzt er hinaus auf den Korridor, sieht er seine Ahnung durch einen unheilverkündenden Anblick bestätigt. Durch die Spalten der Türe am andern Ende des Ganges qualmt dicker Rauch; ein unteres Eckchen des Holzes glüht, die Binsenmatte, die den Korridor entlang läuft, hat bereits Feuer gefangen und setzt kleine bläuliche Flämmchen an. Herr Doktor Heilemann steht einen Augenblick fassungslos, die warme übelriechende Atmosphäre benimmt ihn, instinktiv folgt er seinem Selbsterhaltungstrieb und legt die ersten paar Stufen der Treppe zurück. Ein kühler Lufthauch erst gibt ihm seine Entschlußfähigkeit wieder. Mit einer klaren Vorstellung von Pflicht, und von Angst und Liebe getrieben, hetzt er über die Stufen und den raucherfüllten Gang und bricht die Tür zum Zimmer seiner Frau ein. Von diesem Augenblicke an handelt er wie eine Maschine, ohne jedes Bewußtsein. Das erst gibt ihm die Kraft, dem erstickenden Rauche und der beklemmenden Hitze Widerstand zu leisten und einer Ohnmacht zu entgehen.

Die einzelnen Vorgänge waren, wie sich später erwies, seinem Gedächtnisse vollständig entschwunden, und seine Erinnerung kehrte erst wieder mit jenem so unsäglich entsetzlichen Bilde zurück, das nachher nicht mehr aus seiner Einbildungskraft weichen sollte. Da stand er, hatte einen bewegungslosen noch warmen Arm in seiner Hand und vor ihm lag ein unkenntlicher Frauenkörper, mit einem winzigen, unversehrt gebliebenen Restchen Leinwand, an dem noch die Glut fraß, bedeckt, während Haupt und linke Brust und Schulter, verbrannt und stellenweise ganz verkohlt, zerbröckelnd am Boden schleiften. Und Heilemanns Gehirn rafft sich auf, ein mehr gefühltes als gedachtes: Verloren! macht, daß er die Hand fahren läßt; halb-

betäubt und von einem unbeschreiblichen Entsetzen gepackt, das seiner Brust ein Gebrüll erpreßt, flieht er, er weiß nicht wie, durch das Vorhaus und hinter dem Hause durch Felder, den bewaldeten Hügeln zu.

Er stürmte bergauf, bergauf, merkte es nicht, seine Kniekehlen federten elastisch und mühelos, ein explosiver Bewegungstrieb pfropfte ihn rücksichtslos durch Gestrüpp und Laubwerk. Sein Gedächtnis lahmte, es sah keine zwei Sekunden hinter sich. Die Apperzeptionsspulen liefen ab wie ein Uhrwerk, der Zeiger glitt über die Eindrücke hin, die Feder schnappte ein, schnurrte ab, aber das Bewußtsein schlug nicht an. Der große Transmissionsriemen, der zum Zentrum führte, hing schlaff, nur die äußeren Bestandteile funktionierten in einem wirkungslosen Automatismus. Der Kleinbetrieb des Vorstellungsverlaufes vollzog sich sozusagen in einer Filiale der Erfahrung. Die von der Umgebung abgezielten Impressionen reihten sich auf, Stück um Stück, kristallisierten sich nicht um die Kontinuität persönlichen Erlebens. Der Zusammenhang zwischen Augenblick und jüngster Vergangenheit war vollkommen ausgeschaltet.

Heilemann sah den geborstenen Baumstrunk aus seinen gespreizten kahlen Rippen schreien, wunderte sich nicht im geringsten über die absonderliche Gestalt, erschrak nicht, kam vertraulich näher und um den Baum herum. Über seine Füße kollerten die Feldmäuse, vor seinem Schritte stoben sie piepsend in ihre Winkel. Aus Busch und Wald flederte ihm Nachtgevögel um die Ohren. Übernächtige Gehöfte, schiefäugige Baracken schielten ihn an. Hinter fahlen Fensterscheiben huschten und flackerten bleichsüchtige Scheine, schwelende Laternen hinkten und baumelten vorbei, traten plötzlich irgendwo in die Dunkelheit, tanzten über die Abhänge, irrlichterten aus allen Ecken und Enden gegen die Talsohle hin. Die Dinge rückten näher aneinander, die Umgebung schrumpfte ein und bekannte sich ihren Teilen

gegenüber zur Zusammengehörigkeit. Schlaftrunkene Gesichter tauchten auf und verloren sich in die Silhouetten wüsthaariger Schädel. In den Lichtgewölben unterhalb der Laternen traten flinke Beine auf und nieder, kamen näher, malmten über Kies, Spreu und Scharte, Atem keuchten, heiser erregte Stimmen trafen sich in einer überschnappenden Mitteilung und verschwanden in der Nacht. Unvollkommen bekleidete Gliederhaufen stampften vorüber, stolperten über ihre hoppenden Schatten, zügelten den Andern hastig nach. Die Helligkeit der Gegend nahm zu, wandelte sich zu einem violetten, stechenden Dunstschleier, der die Dinge phosphoreszieren machte. Ein Schwingen lag in der Luft, ein unheimlich ungestümer Herzschlag des kleinen Alls ringsum stieß mit dumpfen eiligen Schlägen das Werden der Sekunde vorwärts — — — — —

Der Sturmglocke dröhnender Puls raste dahin in Erbarmen und Feuersnot. Ihre hilfeflehenden Rufe heulten hinaus ins Land. Der Himmel schwitzte Blut, es zerann und fingerte nach allen Himmelsrichtungen. Der zweischneidige Raubtierschrei des Alarmes überfiel da die Ruhe ahnungsloser Schläfer, zerfleischte die heiteren Träume schicksalssicheren Vertrauens. Die Doppelkeule des Feuersignales zerschmetterte mit entsetzensgeschärften Schlägen den behaglichen Glauben geborgener Existenz. Wie todbringender Stoß und rechtzeitige Parade folgte sich sein zwiefacher Tonfall, zwei Degen kreuzten und berührten sich im stahlentraubten Funken; der Ansatz bat, flehte, ergab sich in Todesangst, der Gegenausfall tröstete und versprach. Ein Blitz spaltete Heilemanns Gehirn, es stülpte sich wieder ineinander. Er begriff, überblickte, erinnerte sich. Da klaffte die Faust, die eisige Faust des Grauens drohte über dem Dasein und krümmte sich gierig nach menschlichen Genicken. Ihre frostigen Klauen juckten das empfindsame Fell, tasteten nach den Knien und kniffen die wehrlosen

Muskeln. Kein Retter kam, erst die Natur selbst erbarmte sich ihres liebsten Sohnes. Die Faust schüttelte das hilflose Opfer, bedachte sich, sparte es lüstern, schleuderte es grausam zu Boden. Ohnmächtig vor innerer Aufregung brach Heilemann zusammen. Wie er ging und stand, fiel er der Länge nach zu Boden. Sein Nervensystem versagte, der Willensstrom war unterbrochen, regulierte nichts mehr, der ganze fleischliche Apparat sank zusammen wie ein ausgeblasener Balg. Unter der Schädeldecke aber war das lebende Gehirn bis in die letzten Fugen von Grauen gebläht. Es war im Schwunge, ging durch, überrannte jeden Versuch beruhigenden Raisonnements. Es hatte keine Zeit, sich umzusehen, und besaß dennoch die vollständige Übersicht über seinen Vorstellungslauf. Nirgends auf der schiefen Bahn, die es hinabglitt, war ein Anhaltspunkt. Allmählich trübte sich auch die Folge der Bilder. Es war nichts mehr vorhanden als die leere Empfindung des Grauens.

Heilemann lag da, wie tot. Ein Blutstrom schwellte die Muskeln, erfrischte das verausgabte Gehirn. Er sprang auf, kehrte sich um, sah hinab in das Tal, wo sein Haus stand. Eine hohe Feuersäule schwebte über dem Dache. Sie müsse aus dem Fenster seiner Frau aufschlagen, kalkulierte er, noch ganz ruhig, aber da überlief ihn auch schon wieder jenes maßlose Entsetzen, und schüttelte ihn, ohne daß er sich zu befreien vermocht hätte. Eine verzweifelte Angst vor etwas Ungekanntem, Unnennbarem, dem er nur halb ins Antlitz gesehen hatte, eine Angst, aus der keine Rettung möglich schien, weil jede Überlegung ihr neue Nahrung gab, peitschte ihn fort aus dem grausigen Bereiche des Feuerscheines, dessen Anblick alle tierische Feigheit in ihm entfesselte. An Wurzeln und Steinen stieß er sich die nackten Füße wund, bis er, von physischem Schmerze und von Erschöpfung überwältigt, abermals zu Boden stürzte.

Es waren nur wenige Minuten, daß er so dagelegen hatte. Als er wieder zu sich kam, dünkten es ihn Stunden zu sein. Verwundert mußte er sich erst zurechtfinden, bis er dem Schauspiele vor sich Verständnis abgewann. Das Feuer im Herrenhause war im Verlöschen. Zuweilen züngelte eine gelbe Flamme empor, lungerte hin und her, verendete. Ein dichter Qualm entwuchs in mehreren Tromben der abgekehrten Kante des Daches. Dafür hatten die in der Nähe befindlichen haushohen Strohkegel eines Gehöftes sich an einem der herumsprühenden Funken entzündet und brannten jetzt lichterloh und in rasendem Tempo nieder. Der Wind, durch eine Verschiebung der erhitzten und der gesunden Luft aufgewirbelt, stöberte in dem baufälligen Gerüste glühender Asche und goß einen Regen roter Feuerschuppen über die Umgebung aus. Bäume, deren frisches Laub versengt und deren Säfte von der ausgestrahlten Hitze fortgesogen waren, verbluteten an der metallischen Glut, ein Wunder aus fremder schrecklicher Welt, ein satanisches Weihespiel höllischer Schönheit. Stück um Stück vertropfte die Glut und verkohlte am Boden. Die weißglühenden, gleißenden Äste und Zweige zuckten und zerrten wie atmende Wesen, und wenn sie sich rollten und rankten und bogen und wanden, so war es ein hundertarmiges Ungetüm, das dort seine Glutfasern ersticken ließ und verblutete.

Heilemann sah zu und vergaß, vergaß sich und sein Erleben und genoß mit so viel Vergnügen, als ihm seine verbrauchten Kräfte noch gestatteten. Verstohlen drosselte ihn unterdessen das Grauen. Als er nahe daran war, keinen frischen Atemzug mehr tun zu können, kam es ihm erst zu Bewußtsein. Jeden Augenblick drohte es die Überhand über ihn zu bekommen. In einer Falte seines Gehirnes lauerte eine gewisse Vorstellung: er brauchte ihr nur Platz einzuräumen und er war unrettbar dahingegeben.

Das ahnte er, einen ganzen Film von Gedanken haspelte er ab, um das fürchterliche Bild der Zerstörung in den Hintergrund zu drängen. Aber ganz vermochte er dessen Wirkung nicht zu bannen, hinter der transparenten Fläche seines erzwungenen Denkens war es immer wieder erkennbar. Es floß mit dem vorgeschobenen Gegenstande zusammen, verschnörkelte und fältelte dessen Linien zu seltsam schrullenhaften Ornamenten und projizierte unausgesetzt die verschwommene zähe Erkenntnis der Übermacht, der er hilflos preisgegeben war, auf seine Empfindung.

Den Abhang, auf dem er sich empfand, bestanden Gras und Büsche. Ein Tannenwald dunkelte im Rücken. Von Zeit zu Zeit fuhr Heilemann aus seinem Brüten auf. Eine wahnsinnige Angst versteinerte seine Züge. Er floh vor einer eingebildeten Gefahr, bezwang sich, suchte seine ehemalige männliche Haltung wieder zu gewinnen. Der Boden unter den Füßen formte sich, wuchs, Schröbe wischten über die dämmerverhangenen Sträucher, verflüchtigten lautlos aus Nischen und Schlüpfen im Blätterwerk, kreiselten und wirbelten durcheinander. Sie flatterten auf, reihten sich an, eingesogen wie von einem rhythmischen Luftstrudel. Ein Strom gepferchter Gliedmassen ward von dem unsichtbaren Trichter glatt und stetig verschluckt. Es war das beständige Schließen und Schlucken eines runden Fischmaules, die langsam unaufhaltsame Kontraktion einer muskulösen Öffnung. Es wurde immer kleiner und kleiner, noch unfaßbar kleiner, verengerte sich bis zu der schmerzhaft winzigen Spalte eines Punktes, der alles fraß. Unaufhörlich drängte es von außen heran, ward von dem gefräßigen Zentrum angezogen, verschwand anstandslos in dem unersättlichen Loche. Es wälzte sich ferner und ferner, schrumpfte ein und kam doch um keine Haaresbreite von der Stelle. Plötzlich aber sprang es um. Über die Ränder des Trichters quoll es, unaufhörlich, unerschöpflich, spie

einen glatten stetigen Strom gepferchter Gliedmassen aus, wuchs, überschwemmte, erstickte, weitete sich, wurde immer mächtiger und ungeheurer, und kam doch nicht näher, sondern löste sich in die Nacht hinein auf. Es schäumte über, flutete über mit einem stummen rhytmischen, behenden Brausen und brandete bis zu Heilemann heran, dem es die Brust abdrückte. Es stieg an ihm hinauf, umhalste ihn, lief ihm die Gurgel hinunter. Er spürte den Brechreiz und übergab sich. Seine Schleimhäute waren spröde und rissig und spannten sich bis zum Zerplatzen. Aber aus seinem Munde fetzte nur Blut und Speichel und gallig säuerliche Sekrete.

In der Folge erholte sich das ermüdete Gehirn an Heilemanns körperlicher Ermattung. Er fand wieder zu sich zurück, dachte wieder in das Leben hinein. Er sprach sich Vernunft zu, rechnete sich das Einmaleins alles normalen Denkens vor. Aber er war gewitzigt und saß argwöhnisch auf der Lauer. Was er erlebt hatte, gab ihm Gelegenheit, an der Vernunft Kritik zu üben. Und er übte sie.

Hier war es, wo er einen Blick tat in die Tiefen des menschlichen Lebens. Unheimlich schmetterte das Signal der anfahrenden Feuerwehren. Ein spitzer Raubvogelschnabel zerkrümte es die trügerische Schale des Lebens, schabte die rosige Tünche von der Leichenfahlheit des Entsetzens. Freilich, es kündete Rettung an, meldete Hilfe und Mitgefühl der Mitverfluchten. Rettung! Rettung, die sich auf heroischen Mienen und Helmen spiegelte, ein parodierender Gegenglanz zu elementarer Unvernünftigkeit! Rettung! Wie es sich brüstete. War es nicht lächerlich überflüssig, daß man um Löscharbeiten sich mühte, um ein dummes totes Haus, wenn überhaupt es geschehen, wenn überhaupt nur die Möglichkeit bestehen konnte, daß ein Mensch, der noch vor kurzem mit einem Aufschlag des lieben Auges zum Nächsten gesprochen, dessen lebendige übertragbare Kraft

eben noch im Nächsten gewaltet hatte, daß dieser Mensch nicht besser war wie ein Stück verkohlten Zunders... Das Bild lief von selbst zu Ende, ein entstellter, eingeschrumpfter, geschwärzter Körper ward sichtbar, wie er bei jeder Berührung mürbe in sich zusammenfiel, eine verschont gebliebene rosige Brust und ein weißer Arm lebten in widerwärtigem Gegensatze auf. Heilemann kreischte ungehemmt heraus, ein dünner Ton des gequetschtem Gaumens sägte Mark und Bein. Sein Mensch erbebte bis in die feinsten Nervenfasern, tausend Zangen fuhren ihm längs des Rückgrates hinab, die Qual seines Entsetzens steigerte sich ins Grenzenlose, ihre Peripetie vor sich herschiebend, nach der sie als dumpfe lustvolle Ergebung in ihr Gegenteil umgeschlagen hätte. Welchen Trost gab es für ihn? Die Vernunft, die tausendmal mit ihrer lügenhaften Einsicht und ihrer Logik sich gegen das Geheimnis des Todes zu blenden wußte, wie kläglich nahm die sich jetzt inmitten solcher Eindrücke aus? Diese mit naturgemäßen Erklärungen unschädlich zu machen, dazu war sie eingesetzt. Sie war nicht besser wie jedes andere Mittel der Selbsterhaltung, bestimmt, über die für menschliche Erkenntnis unerträgliche Tiefe des Lebens hinwegzuhelfen. Ihr Licht und alles Licht war ein Schwindel. Bei Nacht betrachtet, erwies sie sich als grober Täuschungseffekt. Vor dem Unfaßbaren, dem Unmöglichscheinenden, dem großen „Un" schlechthin, das der Geist niemals auch nur im Vergleiche begreifen konnte, wurde sie nichtig und bekam einen kleinlichen Zug. Sie, die Herrin, die sich den belehrenden Zeigefinger angemaßt hatte als falsches Szepter über alles und jedes, sie war ein Spielzeug in der Hand höherer Mächte. Die eindringlichere und unmittelbarere Sprache, die diese Mächte führten, ließ dieses Atom von Stimmchen, vernehmbar nur im beschränkten Raume, ungehört verhallen. Das Amt zu beschwichtigen, entglitt seiner Fähigkeit.

Ein Krampf knotete Heilemanns Gedanken und Vorstellungen ineinander. Alle scharten sie sich um den einen Punkt des Entsetzens. Das Blut wurde ganz dick von bösen Stoffen, die sich ausschieden, und staute sich. Es gab keinen Weg, der aus der Möglichkeit eines jähen Todes herausgeführt hätte. Eine Beruhigung, ohne zu dem gefälschten Mittel der Vernunft zu greifen, war nicht absehbar. Dieser Fluch, erkennen zu müssen, und nicht fliehen zu können, barg eine Ueberschätzung menschlicher Leidensfähigkeit. Er mußte zu Wahnsinn führen, wenn seine Erfüllung nicht schon an sich Wahnsinn war. Glück und Unglück, Freude wie Schmerz waren Tändeleien eines seelischen Dranges nach Betätigung. So, wie sie der Empfindung geläufig waren, bedeuteten sie nur Funktionen des Lebens selber. Aber das Grauen des Todes — — —

Heilemann stolperte. Bis hieher kam er. Dann begann er sich in seine Ideenwindungen zu verwickeln. Aber es waren nicht bloß die geistigen Zügel, die er fahren ließ. Mit krampfhaft gestreckten Gliedern, die in einer ihm fühlbaren Weise wie von zentripetaler Kraft nach außen gezerrt wurden, so daß er sein Schwergewicht verloren zu haben meinte, stand er da, die Gesichtszüge vergewaltigt. Mit glasigen Augen stierte er in die Leere, während er auch nicht einen Versuch machte, sich zu rühren. Ueber den gesträubten Flaum seiner Haut tanzten die Funken eines rätselhaften Fluidums, die Nervenstränge zuckten wie gebeutelte Telegraphendrähte. In den Leisten gerann das Mark. Der Kopf lief rot an, Heilemann fühlte ihn rund und groß wie eine Tonne. Am Gaumen und aus der Nase sickerte Blut. Allmählich aber verteilte sich das leimdicke Blut wieder und floß ab. Die Glieder lösten sich aus ihrer Starre und von den Lippen fielen die Scherben eines schrillen durchdringenden Lachens.

Was seine Lachlust, die allerdings in so unnatürlicher

Weise zum Ausdruck kam, reizte, das hat er nachträglich oft genug erzählt. Unvermutet läßt er ohne scheinbaren Grund mitten in einem ganz ordentlich geführten Gespräche das gleiche zerbrochene Lachen hören. Man sieht ihn an. Da erhebt sich Heilemann, blickt mit Seheraugen über die Gesellschaft hin und schwätzt seltsame Dinge über die Nutzlosigkeit alles dessen, was gerade in dem Augenblick von ihm oder Anderen getan würde. Und wieder klirrt es zwischen seinen Zähnen. „Und die Natur zeigt uns nur ihren niederträchtigen Hohn, es ist eine gemeine Seite, die ich an ihr kennen gelernt habe!“ fügt er dann wohl noch hinzu. Er spielte damit auf die teilnahmslose Unveränderlichkeit an, in der die Natur beharrte während jener traurigen Stunden, als sich seine ganze Ansicht vom Leben von Grund aus änderte.

Ein neuer Morgen kam. Unter diesen Umständen doch auch ein Morgen für Heilemann. Als er in seinem verwahrlosten Zustande an die Brandstätte zurückkehrte, wo eine zahlreiche Menschenmenge sich angesammelt hatte, wollte ihn niemand erkennen. Das wirre Haar bleichte über einem Gesichte, das aussah wie eine plastische Landkarte, so voller Furchen war es und trug es seine braunen und blauen Flecken. Die Kiefer schlotterten, die Augensterne verloschen in einem blutigen See. Das Schlüsselbein krümmte sich spitz nach vorne wie Sensen. Der Blick saß in einem Käfig von Scheu und Stumpfsinn, stierte unheimlich, unbeweglich unter den Lidern hervor. Die körperlichen Kräfte waren merkwürdiger Weise sonst nicht im mindesten hergenommen. Aber der Geist war krank und man konnte eine zeitweilige Störung konstatieren. Trotzdem verfiel Heilemann niemals in Raserei, sondern wie damals, als er an der Brandstätte dem brenzlichen Geruche ausgesetzt war, bekam er seinen Anfall und schlug plump zu Boden nieder. Die Faust war gekommen, krallte ihre Skelettknöchel vor seinen Augen

und klappte ihn zu wie ein zu Ende gelesenes Buch. Das war es.

* * *

Der Brand und sein vermutlicher Ausbruch, Heilemanns Rückkehr — man hatte in der Asche nach seinen Ueberresten gefahndet — und sein Wahnsinn bildeten in dem kleinen Städtchen ein viel erörtertes Thema. Als man dann nach Schluß der Saison in die Großstadt zurückkehrte, da erinnerte sich mancher des unglücklichen Heilemann und suchte diesen in seiner Heilanstalt auf. Heilemann zeigte ein vollkommenes Gedächtnis und führte eine tadellose Konversation. Auf das Brandunglück und den persönlichen Verlust, den er erlitten hatte, näher einzugehen, vermied er geflissentlich. Seine Gäste kamen ihm darin verständig genug entgegen. Ueber seine äußere Lage war er genau orientiert. Doch es berührte ihn nichts, denn er war zu viel mit seinem inneren Leben beschäftigt und bewahrte für die Dinge um sich herum eine große Gleichgültigkeit. Dagegen steifte er sich hartnäckig und voreingenommen gegen alles, was sich als Vernunft bekannte. Er sprach ihr jedwede Berechtigung ab. Seinen Zuhörern gegenüber, die mehr geduldig als überzeugt seinem Gedankengange folgten, äußerte er sich mehrfach über „einen Kurssturz der Vernunft". So liebte er es in einem Anfluge von Heiterkeit zu betiteln.

Mit der Zeit waren seine Anfälle schwächer und seltener geworden. Die dem gesunden Menschen so anhängliche Eitelkeit schuppte sich, er begann sich neuestens als Prophet seiner Erkenntnis zu gefallen. Ueber die Wunde wuchs eine recht derbe widerstandsfähige Schmarre. Dennoch konnte es vorkommen, daß er sich mitten im Vortrage unterbrach und sein altes, für den Hörer so unangenehmes Lachen ausstieß. Vielleicht war es nur mehr die Gewohnheit. Vielleicht sollte es auch die Posaune bedeuten, die

der Verkündigung erst Nachdruck lieh. Aber es klang eher wie eine verstimmte Trompete, wie ein garstiges Rückzugsmotiv, wie eine Chamade. Wieder einmal sah er die Nutzlosigkeit seines Beginnens ein und durchschaute seine Eitelkeit. Gewöhnlich blieb er dann lange Zeit verschlossen und wortkarg.

Ein Jahr lang ging es so. Er wurde für geheilt entlassen und bezog in stiller Gegend eine Landwohnung. Mochte nun die landschaftliche Umgebung ihn empfänglicher gemacht haben für jene Erinnerungen; oder hatte man eine Unvorsichtigkeit begangen, als man die Dienerschaft nicht mit dem heiklen Zustande des Herrn bekannt machte: kurz und gut, eines Tages trat die Katastrophe ein. Ein brenzlicher Geruch, der von irgendwo, vielleicht bloß von der Küche herrührte, war an diesem Tage im Hause bemerkbar. Das genügte, um in dem kranken Gehirn die alten Bilder der Verwüstung wachzurufen. Heilemann erschaute die Elendigkeiten und Aengste dieses den Zufällen unterworfenen Lebens wieder, mit jener entsetzlichen Hellsichtigkeit von Nacht und Grauen. Sein Körper wurde steif, die Haare sträubten sich, und während er die Arme mit den gespreizten Fingern auseinanderschleuderte wie elektrische Pendel, quollen die rot unterlaufenen Augen aus ihren Höhlen und ein Kichern erstickte ihm in der Kehle. Die Pupillen waren rund und weitgeöffnete Löcher, aus denen das Leben entfloh. Ueber die bleichen Lippen, die das blutleere Gebiß grinsend enthüllten, rann ein dünner roter Faden und verlor sich in dem quetschblauen Hals. Einen Augenblick stand der ganze Mensch noch aufrecht, dann fiel er steif und schwer zu Boden. Als die Dienerschaft den Arzt herbeirief, mußte dieser den Eintritt des Todes konstatieren.

* * *

„Ein Schlaganfall hat ihn vor dem gänzlichen Verluste seiner Vernunft bewahrt", lautete die wenig nachdenkliche

Phrase, mit der man damals allgemein die Todesnachricht beantwortete. Keiner wußte, was doch der geisteskranke Heilemann so deutlich als Wahrheit erkannt hatte, daß er daran zugrunde ging: Wie dem irdischen Erleben mit der Vernunft allein nicht beizukommen sei, das lehrte ihn seine Erfahrung. „Die Vernunft ist wie die Sicherheit des Nachtwandlers", faßte er bei Gelegenheit seine Ideen darüber zusammen. „Ist diese einmal durch den ahnungsvollen Blick in die drohende Gefahr aufgestört, so kommt Einer wohl kaum mehr heil davon; wenn ihn aber ein Zufall rettet, so behält er sein Lebelang eine gewisse Verachtung dagegen zurück!"

Gedichte / von Bruno Frank

Das Grabmal

Von Stein der Hund bei dem steinernen Herrn,
Wie auf alten Gräbern er Wache hält —
Das ist ein Ding, das mir auch gefällt,
Und, Gero, so hätt ich dich selber gern.

Für dein komisches braves Hundegesicht,
Sogar für die Schnauzhaare ganz allein,
Müßt es aber ein großer Künstler sein.
Und soviel, du weißt, hinterlassen wir nicht.

Es macht uns auch beide nicht wieder warm.
Du spitzst es ja doch nicht, das steinerne Ohr,
Und du richtest dich auch nicht wie jetzt empor,
Mit den Steinpfoten auf meinem steinernen Arm . . .

Der Gesegnete

Die kühlen Hände legte ihm die Gnade
Liebend auf's Herz, daß es in Frieden schwelle, —
Nun strömt sein Blut wie sturmbewahrte Welle
An einer Meerbucht innerstem Gestade . . .

Karl Schoßleitner / Das Problem des Grafen von Gleichen

Wenn ich mir den Titel vorhalte „Der Graf von Gleichen", so erweckt er in mir zweierlei Erwartungen, die mit den zwei Hauptrichtungen, nach welchen der Stoff gewendet werden kann, parallel laufen: Entweder erscheint die historische Ueberlieferung und die stoffgeschichtliche Voraussetzung als das Primäre, aus der das menschliche Problem erst herauszubilden ist, oder das Problem als solches tritt an die erste Stelle, wogegen alles Historische als bloße Einkleidung zurück tritt; im ersten Fall dürfte ein historisches Kostümstück zustande kommen, das man vielleicht neugierig betrachten mag wie eine Kuriosität aus vergangener Zeit, im anderen Fall könnte ein psychologisches Problemstück entstehen, das eine lebendige Wirkung auslöst und an Dinge anklingt, die selbst in unserer Gegenwart und vielleicht auch noch für längere Zukunft hinaus die tieferen Menschen mehr oder minder bedeutsam beschäftigen.

So weit die theoretische Scheidung. Jede praktische Durchführung wird naturgemäß einen Ausgleich darstellen und von beiden Richtungen etwas in sich schließen, für die Darlegung des Problems ist aber vorwiegend die zweite Art von Wichtigkeit und da nun das Drama von Wilhelm Schmidtbonn „Der Graf von Gleichen"*) mehr im Problematischen und Psychologischen wurzelt als im äußerlich Historischen, will ich mich gelegentlich darauf beziehen, soweit das Problem dabei in Betracht kommt, das der Titel**) zu entwickeln vorgibt. Denn ein solcher Titel erweckt schon von vornherein eine gewisse Spannung und hat damit vor vie-

*) Ein Schauspiel in drei Akten mit einem Vorspiel. E. Fleischel, Berlin.

**) vgl. den Aufsatz „Das Blaubart-Thema", Heft 15, S. 513.

len anderen vieles voraus, aber seine Wahl zieht zugleich auch eine gewisse Verpflichtung nach sich, die erfüllt sein will, wie ein gegebenes Versprechen, soll er nicht bloß als dekorativer Aufputz mißbraucht worden sein, um eine Leistung höherer Art vorzutäuschen als wirklich geboten wird.

Ich gebe gleich die Voraussetzungen des Konfliktes mit den beiden Frauen:

Der Graf von Gleichen, bei Schmidtbonn Engelbrecht zubenannt, der im Morgenlande in Gefangenschaft geraten war, gelangt durch ein Türkenmädchen, dem er die Ehe versprochen hatte, wieder in den Besitz der Freiheit. Mit diesem Mädchen, Naemi, kommt er auf sein Stammschloß zurück, wo ihn seine bereits früher angetraute Gemahlin, Notburg, in Sehnsucht und Treue erwartet (nach Schmidtbonn seit 12 Jahren).

Naemi, die nichts von dieser früheren Verbindung wußte, glaubt ein Recht zu haben, auf der Erfüllung des Versprechens zu beharren. Notburg wehrt sich dagegen und beruft sich auf ihre älteren und früheren Ansprüche, die noch durch die Sitte des Landes gestützt werden. Damit geraten die beiden Frauen gegen einander: Notburg besteht darauf, dem Grafen allein anzugehören, während Naemi bereit wäre in die dreifache Gemeinschaft einzuwilligen.

Daran aber schließt sich sofort die Frage: Wie stellt sich der Mann dazu? In ihm spiegelt sich das Problem von der anderen Seite, die mir vor allem beachtenswert erscheint. Denn gerade von Seite des Mannes aus betrachtet, ergibt sich das spezifische „Gleichen-Motiv", der ganz spezielle Konflikt des Mannes, dem ich im Widerspiel zum Konflikt der Frauen den Vorrang einräume, weil er für das Thema die entscheidenden und gegenüber allen anderen Problemen die unterscheidenden Merkmale enthält.

Ich meine so: Daß zwei Frauen um einen Mann kämpfen, weil sie ihn lieben, das ist vielen Dramen gemein-

sam. Das Ende wird meist so ausfallen, daß sich der Mann für eine Frau entscheidet, und die andere preisgibt. Je schwerer es ihm wird, die andere preiszugeben, umso mehr kommen wir dem Problem der Doppelliebe näher, und wenn der Mann auf beide verzichtet, weil er eben keine vorziehen kann, das will aber eigentlich heißen, weil er keine zurücksetzen möchte, dann scheint es nur ein Ausweg der Notwehr und bereits eine Vorstufe zum endgültigen Entschluß: auf keine zu verzichten und daraus die Konsequenz zu ziehen, mit beiden gleichzeitig in die Ehe zu treten.

In dieser Ausprägung scheint mir die spezifische Eigentümlichkeit des Stoffes zu liegen, die wiederum für die Frauen die Wendung mit sich bringt, daß sie nicht mehr um den Mann kämpfen, insoferne, daß ihn jede für sich allein gewinnen möchte, sondern daß sie gegen den Kampf kämpfen, um die Verträglichkeit miteinander zu gewinnen. Das setzt aber von allem Anfang an das Doppelgefühl des Mannes voraus, der die Verträglichkeit der Frauen auch wirklich wünscht. Daraus ergibt sich die Forderung, das Problem des Mannes für diesen Stoff als das primäre und entscheidende zu bezeichnen.

Es wäre somit darzustellen: wie ist es möglich und glaubhaft, daß ein Mann zu gleicher Zeit zwei Frauen gleich stark liebt, oder vorsichtiger ausgedrückt, daß er jede so liebt, daß er sie nicht unterordnen kann und keine um der anderen willen preisgeben möchte, sondern sie vielmehr so sehr als Einheit empfindet, daß er eine Gemeinschaft zu dritt nicht als ein Unglück und ein verderbliches Verhängnis auffaßt, sondern geradezu freiwillig eine derartige Kombination herbeizuführen bemüht ist, weil ihm dieses Zusammenleben zu dritt als Steigerung erscheint gegenüber jeder anderen Gemeinschaft zu zweit.

Dieses Wagnis müßte gelingen und gut ausgehen.

In diese Richtung scheint mir die revolutionäre Triebkraft

des Stoffes hinzuzielen und die Erfüllung dieses Zieles wäre das „Gleichen-Drama" par excellence; wogegen der tragische Ausgang wie eine contradictio in adjecto anmutet, ähnlich als wollte einer ein „Liebesdrama" schreiben, das aber nicht von der Liebe handelt, sondern von der Unmöglichkeit der Liebe, obwohl schon die Bezeichnung an sich die Tendenz zur Liebe einschließt und ausdrückt. Dazu kommt noch, daß auch die ursprüngliche Sagenüberlieferung damit übereinstimmt, die gleichfalls einen guten Ausgang und ein Weiterbestehen der Doppelehe erzählt.

Mir fällt es aber nicht ein, diese Darlegung als besonderen Einwand gegen Schmidtbonn auszuspielen, weil sein Drama tragisch endet (indem sich Notburg am Schluß des zweiten Aktes zwar bereit erklärt, gleichfalls in die neue Gemeinschaft einzuwilligen, aber es doch für die Dauer nicht ertragen kann und im dritten Akt ihre Nebenbuhlerin tötet) da ihm niemand vorschreiben kann, gerade dieses Thema auf die Spitze zu treiben, wenn er auch einen programmatischen Titel gewählt hat; zudem scheint es für ihn erst an zweiter Stelle in Betracht gekommen zu sein und von einem vorangestellten Motiv abhängig gemacht, von dem noch die Rede sein wird. Ich wollte vorhin auch nur den Grenzfall des Problems festhalten, um daran den Zwischenfall zu illustrieren, den Schmidtbonn zur Darstellung bringt.

Aber freilich, wenn diese ungewohnte Dreiheit von vornherein so unmittelbar und nackt hingestellt wird, wie ich es getan habe, scheint die Befürchtung sehr nahe, daß sich Widerspruch und vielleicht auch Unwille geltend machen, wie gegen ein frivoles Spielen im Geistigen, ein Philosophieren mit Abstraktionen einerseits oder ein Verstoßen gegen die Konvention der Moral anderseits.

Es wird sich also nicht allein darum handeln, die menschliche Möglichkeit und die psychologische Glaubhaftigkeit, wie eine solche Dreieinigkeit sich bilden könne, darzustellen, son-

dern dafür auch eine gewisse Berechtigung nachzuweisen, um im Sinne einer leichteren Einfühlung suggestiver zu wirken; und so scheint es mir auch, als hätte Schmidtbonn die Doppelvermählung des Grafen hinstellen wolle als den einzigen Ausweg, der menschlichen Forderungen gerecht wird, und darum so verwickelte Vorbedingungen benützt, um nicht nur den Grafen, sondern auch die Frauen möglichst zu entlasten, als sollte der Eindruck erweckt werden, daß jede der beteiligten Personen für sich selbst recht hat und erst durch die Kombination dieser verschiedenen Rechte das „Unrecht" entsteht.

Es wirkt natürlich ganz anders, ob der Graf seine Tat vorgefaßt in sich herum trägt, oder ob er unfreiwillig, wie es hier geschieht, und fast unversehens in die Verwicklung hinein gerät, denn im Vorspiel selbst hegt er noch keinen Gedanken einer Doppelehe und wenn er sich schließlich dazu entscheidet, so scheint er nicht bloß egoistisch seinen eigenen Wünschen zu entsprechen, sondern auch den Wünschen der beiden Frauen entgegen zu kommen, indem er die Ansprüche beider gelten läßt und keine von sich weist. Sein Entschluß ließe sich in dieser Auffassung so interpretieren: Er verfällt in Respektlosigkeit gegen die herrschende Monogamie aus lauter Respekt vor den Rechten der beiden Frauen, die ihm nahe stehen.

In einer solchen Durchführung erscheint die Doppelehe bloß für den Dichter als ein bewußtes Ziel, dem er vom Anfang an zustrebt, aber nicht für den Helden. Die Tat des Grafen äußert sich dadurch weniger planmäßig, weniger selbstherrlich, zugleich aber menschlicher, weil sie ungezwungener und triebhafter anmutet. Die Eindringlichkeit dieses Problems verblaßt und tritt in den Hintergrund.

Und vermutlich mit Absicht, denn Schmidtbonn will keine theoretischen Schemen auf die Bretter stellen. Im Gegenteil, nicht selten springt das Triebhafte seiner Menschen

ganz eruptiv hervor mit der Ursprünglichkeit und Frische einer Naturgewalt. Aus einer bloß abstrakten Erwägung und Anerkennung der Verpflichtungen, die er gegen beide Frauen zu erfüllen hätte, würde der Graf sich kaum so willig hineinfügen, sondern lieber die herrschende Sitte der Monogamie vorschützen und ein „Entweder-Oder" zwischen den Frauen vorziehen, statt sich für ein „Sowohl-als auch" zu entscheiden, wenn er nicht selbst etwas mitbrächte, das den Ansprüchen, die von außen an ihn gestellt werden, aus seinem eigenen Innern entgegen kommt. Damit gesellt sich gewissermaßen das subjektive Element zum objektiven Tatbestand.

Es ist zweierlei aus der Sphäre des Persönlichen und Individuellen, das seinen Entschluß bestärkt: Er hat während seiner langen Gefangenschaft aller Liebe entbehren müssen, darum ist auch jetzt sein Begehren so maßlos, wie bei Notburg, als müßte er das Versäumte nachholen und er glaubt sich auch jetzt mehr erlauben zu können als irgend ein anderer und beruft sich dabei auf eine ausgleichende Gerechtigkeit, die er in das Weltgeschehen hineinprojiziert. Zu dieser sekundären Disposition, die sich aus den Umständen seines Lebens ergeben hat, kommt noch etwas Primäres hinzu, das er selbst so ausdrückt:

„Mich nun ergriff ein rätselhaft Gefühl von gleicher, ungleicher Art. Sieh, weil ich jene liebe, haß ich dich darum nicht". Und später: „So treibt es mich, wie's mich zu jener treibt, zu gleicher Zeit mit gleicher Kraft zu dir... Ich liebe sie und muß auch dich doch lieben und weiß nicht welche weniger mir lieb und welche mehr." Und endlich: „So träume ich mir ein Bild... In jedem Arme hängt, hier blond das Haar, da schwarz, mir von euch eine. Lieblich gekettet gehen wir durch die Tage und teilen Brot wie Bett ... Ich will geliebt von beiden sein und beide

lieben . . . Da stark mein Arm für zweie ist und Freude mein Herz in zweie strömen will."

Er hat vielleicht das Verlangen, aber nicht die Gemütskraft beiden Frauen ein gleich starkes Gefühl entgegen zu bringen und bewährt sich durchaus nicht so, wie man erwarten könnte. Dazu fehlt ihm der Takt und die elastische Schmiegsamkeit, die Schwankungen seiner Gefühle auszugleichen und sein Benehmen entsprechend zu regulieren, denn er müßte gleichsam von sich selbst absehen können und immer wissen, was die Situation von ihm erfordert.

Ein solches Verhalten von Seiten des Mannes würde die Eintracht und die Verträglichkeit der beiden Frauen jedenfalls erleichtern können, obwohl es für den Mann durchaus keine besondere Annehmlichkeit bedeuten dürfte, sondern eher ein hartes Stück Leben, voll der größten Selbstentäußerung, so ferne er beide Frauen nicht so stark liebt, daß er eben keiner entbehren könnte, wie er tatsächlich des öfteren versichert. Ich finde aber kein Teilen in seinem Benehmen, zum mindesten kommt es nicht überzeugend zum Ausdruck, wie sehr er auch davon spricht: er ist gegen Notburg merklich kühler als gegen Naemi. Darin äußert sich ein Widerspruch und eine Unklarheit in der Dichtung oder ein Tiefsinn: Daß sich die Menschen über sich selbst am meisten im Unklaren sind und sich ihr Inneres ganz falsch zurecht legen. So täuscht sich auch der Graf über sich selbst und seine Kräfte.

Dazu kommt noch ein Weiteres: In dem Gespräche, durch welches er Notburg von der Möglichkeit einer Doppelehe überzeugen will, bezieht er sich auf die Analogie, daß ein Mann sehr wohl zwei Freunde zugleich lieben könne, in seinem späteren Verhalten bleibt er aber keineswegs in den Grenzen, die diese Analogie mit den Freunden voraussetzen würde und übersieht, daß damit die „Aufteilung" seiner Person ein Unding wird.

Es zeigt sich in dieser primitiven Auffassung die relativ geringe Eignung des Grafen für eine positive Lösung, in der das Ziel des Stoffes zu liegen scheint, wie ich ausgeführt habe, und die ich im folgenden versuchen will:

Ein Scheiden und Teilen nach gleichmäßigen Hälften, überhaupt die Gleichartigkeit in den Beziehungen zu verschiedenen Frauen, scheint die Schwierigkeit nur zu vergrößern, die Verschiedenheit der Beziehungen dagegen ein Zusammenleben eher zu ermöglichen. Jede differenziertere Liebe setzt die Unersetzlichkeit voraus. Völlig gleichartige Frauen sind für den Mann ohne persönliche Anziehungskraft, weil nur zu leicht die eine durch die andere vertreten werden könnte, ohne daß er eine Einbuße erleiden müßte. Desgleichen dürfte es auch für die Frauen umso schwerer zu ertragen sein, mit einer anderen ein und dasselbe zu teilen. Und so liegt es im gemeinsamen Interesse die Beziehungen möglichst verschiedenartig zu gestalten, denn in der Verschiedenheit liegt noch ein Restchen der Einzigkeit .

Je intensiver die Liebe sich äußert, umso stärker regt sich auch ihre monistische Tendenz. Das zeigt sich ganz deutlich bei Notburg. Aber auch Notburg lernt sich bescheiden und will sich lieber in eine teilweise Einbuße hineinfügen, als den Grafen ganz verlieren und so muß auch der Mensch im allgemeinen sich bescheiden lernen und seine Ansprüche herabstimmen, um nicht völlig leer auszugehen. Denn es gibt nur *ein* Liebeserlebnis, das vielleicht vor allen anderen eine gewisse Einzigkeit voraus hat : das erste Erlebnis.

Alle späteren müssen sich unausbleiblich mit den früheren in Beziehung und auseinander setzen und sind streng genommen nur ein Ausgleich des augenblicklich letzten Ereignisses mit den früheren Erlebnissen. So wird für alle, die überhaupt ein organisches und kontinuierliches Innen-

leben führen, das Nacheinander der Liebesbeziehungen zu einem Nebeneinander in der Seele des Beteiligten.

Nach dieser Auffassung erhält die Stellung der beiden Frauen zum Grafen die menschlich tiefere Bedeutung eines Symbols: Notburg ist die Erinnerung, die erste Liebe, das erste Erlebnis, das alles Folgende unerbittlich modifiziert und einschränkt, am liebsten aber völlig verdrängen möchte. Das erste Erlebnis (das macht auch Notburg gegenüber Naemi geltend) hat etwas einziges für sich, weil vorher nichts Gleichartiges vorhanden war. Alles Nachfolgende muß anknüpfen und wird von dem bereits vorhandenen Erlebnisinhalt bestimmt, wirkt wohl auch wieder wechselseitig zurück, gewinnt aber keine ausschließliche und ausschließende Herrschaft. Diese einschränkende Abhängigkeit ist gleichsam nur eine psychologische Spiegelung der physiologischen Tatsache, daß der erste Befruchtungsakt mitunter auch auf die nachfolgenden einwirkt, so daß die Kinder des zweiten Mannes Aehnlichkeit aufweisen mit den Kindern des ersten.

Mit dem Aelterwerden und der allmählichen Reife verlieren die Menschen die seelische und körperliche Unberührtheit und aufnahmsfähige Frische und bringen immer mehr Erinnerungen und Erfahrungen in die neuen Beziehungen, die sie eingehen.

So verläuft die Entwicklung des Einzelnen in einer Richtung, die der monistischen Tendenz der Liebe durchaus entgegengesetzt ist. Ebenso wenig entspricht ihr die Entwicklung der Gesamtheit: Die fortschreitende Zersetzung eines einfacheren Kulturzustandes führt zu immer größerer Spezialisierung seiner Vertreter. Je mehr aber die Differenzierung der menschlichen Psyche um sich greift, um so seltener wird der Glücksfall zustande kommen, daß sich zwei Menschen wirklich ein völlig ausreichendes und ihre ganze Wesenheit umfassendes Aequivalent bieten können. Es wer-

den zumeist nur jene Wesenszüge gebunden erscheinen, die wahlverwandt sind und eine neue Harmonie eingehen können. Sollen sich aber diese weniger Beglückten damit begnügen, bloß für einzelne Teile ihrer Persönlichkeit Zuflucht und Heimat gefunden zu haben, während die anderen Teile obdachlos verbleiben? Oder dürfte es nicht förderlicher sein verschiedenerlei Verbindungen einzugehen, um für den ganzen Menschen Ergänzungen zu gewinnen?

Sobald man diese Frage bejaht, scheint sich für den Mann mit den zwei Frauen eine neue Perspektive zu eröffnen.

Seine Liebe kann beide Frauen umfassen, ohne daß sich die eine gegen die andere bevorzugt oder benachteiligt fühlen könnte, alles Ausschließende erscheint wie weggerückt, weil er eigentlich *keine für sich* liebt, sondern nur ihre Beziehung auf eine dritte, auf sein „Idealbild", wenn ich das vielmißbrauchte Wort wieder benützen darf, das beide in sich vereinigt und vielleicht noch ein paar andere dazu. Es scheint mir ähnlich, als wollte einer seine Stube erhellen, kann aber des weißen strahlenden Lichtes selber nicht habhaft werden und so sammelt er alle Buntheit des farbigen Regenbogens, die er erreichen kann in eine leuchtende Garbe. Eine Farbe davon ist Notburg, eine andere Naemi. Seine Liebe gilt erst der idealen Synthese, die ihn die Frauen der Wirklichkeit vorausahnen lassen. Wenn dann, um im Bilde zu bleiben, jeder Frau von Seiten des Mannes auch wirklich die entsprechende Komplementärfarbe als erwünschtes Aequivalent zukommt, kann von Benachteiligung nicht mehr die Rede sein, weil sie dann auf verschiedenen Wegen dem Manne sich nähern und sich nicht mehr im Wege stehen können: Was der einen zukommt, ist der anderen vielleicht gar nicht schätzenswert.

Damit scheint der Konflikt überwunden und der versöhnende Regenbogen mit seiner reicheren Farbenharmonie mehr Glück zu verheißen als der triviale Doppelton einer

Normal-Ehe — wenn auch vielleicht weniger als eine Ideal-Ehe.

Diese Lösung des „Gleichen"-Problems ist ein Kompromiß der Idealität mit der Wirklichkeit. Es ist der Versuch, einen Konflikt, der zum tragischen Ende drängt, zu umgehen, um weiter zu leben. Es ist ein Kompromiß, wie ihn das Leben erfordert und der heranreifende Mensch ihn eingehen muß. Das „Blaubart"-Thema ist im Gegensatz dazu ein Jünglingsproblem, wie ich es auffasse. Sein Held ist der bedingungslos Fordernde, der immer das Höchste und Aeußerste anstrebt, wie der Jüngling und der Liebende im ersten Erlebnis. Der Held des Gleichen-Problems ist ein Mann, der schon lange im Leben gestanden ist und viele Erfahrungen hinter sich gebracht hat und sich auf Umwegen an sein Ziel heranmacht, wenn es nicht gradaus und auf einmal erreichbar ist und in einer einzigen Frau Verkörperung findet.

Es scheint, daß gerade die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Beziehungen und die unmögliche Einzigkeit des einzelnen Liebeserlebnisses eine Wendung in der Auffassung des Gleichen-Problems vorbereiten könnte und zwar im Sinne einer positiven Lösung.

So führen Anfang und Ende der Entwicklung äußerlich betrachtet zum selben Ergebnis: die Gegensätze berühren sich. Es kann sich der Fall ereignen, daß ein Mann zwei Frauen gleichzeitig liebt, gerade aus der höchsten Verfeinerung des Innenlebens und den gesteigertsten Ansprüchen auf höhere Qualitäten, und nach außen hin scheint das Nämliche zustande zu kommen aus dem Tiefstand einer dumpfen Seele und einer plump zutappenden Sinnlichkeit, die sich nur an Quantitäten entflammt.

Darum war auch für die Frühzeit ein guter Abschluß denkbar und möglich, ebenso wie noch heute die Viel-

weiberei für die Türken überhaupt kein Problem ist, sondern eine offizielle Selbstverständlichkeit bedeutet und nur aus ökonomischen und wirtschaftlichen Gründen allmählich mehr Einschränkung erfährt, weil der Harem zu teuer kommt. Nach der mitteleuropäischen Gesittung gilt sie dagegen wenigstens offiziell und vor dem Gesetze für anstößig, wenn sie auch praktisch in mancherlei Spielarten geübt wird. Ob nun dabei ein Rückfall in die Anfänge der Kultur oder wirklich ein Weiterschreiten zu einem überfeinerten Ende hinein spielt, wage ich nicht zu entscheiden.

Aber soviel steht fest: Soweit man solche Fragen überhaupt ernsthaft gestaltet und den menschlichen Kern, der ihnen doch wohl zugrunde liegt, respektiert, ermöglicht das Problem des Grafen von Gleichen in seiner allgemeineren Bedeutung für manche Verwicklung in Ehebrüchen u. dergl. die reinlichste und vornehmste Behandlung.

Freilich scheint dabei die Auffassung der Doppelehe, wie ich sie darzulegen versucht habe, einer ganz späten Kultur anzugehören und dem Zeitalter der Kreuzzüge weniger zu entsprechen. Ein Dichter unserer Zeit wird aber kaum den primitiven Märchenton wiederaufnehmen können, um im Sinne des Problems, beziehungsweise der Sagenüberlieferung ein gutes Ende herbeizuführen und muß darum mehr oder minder notgedrungen dem Empfinden der Zeit, der sein Held vorauseilt, Gewalt antun. Aber gerade damit scheint nur die Neubelebung des alten Stoffes und das spezifisch Moderne und in die Zukunft Weisende innig verschwistert.

Ein Durchschnittsdichter wird keine gewagten Versuche unternehmen und sich hübsch brav zwischen den engesteckten Grenzpfählen herumtummeln, und so bewegen sich auch die gangbaren Bearbeitungen dieses Stoffes fast durchwegs in der Mitte zwischen den beiden positiven Möglichkeiten. Sie beschränken sich nicht bloß auf das

rein Märchenhafte, finden aber auch für das menschlich Problematische keine Lösung — darum enden sie tragisch. Goethe hat einmal einen Schritt darüber hinaus getan, als er in der ursprünglichen Fassung der Stella mit der Perspektive auf eine Doppelehe abschließen wollte, und setzte sich dadurch mit dem Empfinden seiner Zeitgenossen in Widerspruch. Aber auch er hat sich schließlich dazu bestimmen lassen, davon Abstand zu nehmen. In dem Musikerroman „Enzio" von Friedrich Huch heißt es einmal, daß ein Mann zwei Frauen als Terz empfindet, als suche er „die Melodie der Frau", wenn ich so sagen darf, von der er immer nur einzelne Töne gefunden hat. Mir scheint dies ein sehr einleuchtender Vergleich für den Musiker, wie die Wendung von der Farbenharmonie für den Maler. Aber sicherlich liegt ein bischen Ästhetizismus in solchen Auffassungen, die durch solche Sinnbilder verdeutlicht werden und sie scheinen auch noch in unserer Zeit mehr dem komplizierteren Künstlermenschen angemessen, als dem normalen Erdenbürger oder schon gar einem mittelalterlichen Kreuzritter.

Trotzdem setzt Schmidtbonn für seinen Grafen eine solch komplizierte Art des Empfindens voraus, wenn er ihn sagen läßt: „Gib mir dies Seltne, das ich haben muß, gib's einem kranken Kind, das träumen muß, mit deinem blonden Haar vermischt ihr schwarzes sich, mit deiner dunklen im Einklang ihre lichte Stimme. So ein ganzes erst, berauscht ihr mir die Stirn . . . .". Eine andre Stelle vom blonden und schwarzen Haar („so träume ich und ein Bild . . .") hab' ich bereits zitiert. So sehr diese Züge für die Figur vielleicht anfechtbar erscheinen, sind sie doch für das Problem unentbehrlich.

Ich brauchte in diesem Punkte nichts anderes zu tun, als die Elemente, die schon bei Schmidtbonn vorgebildet erscheinen, weiter zu entwickeln und daraus die Kon-

sequenz zu ziehen, um zu meinen Ergebnissen zu gelangen. Es ist ja möglich, daß er selbst gar nicht daran gedacht hat, weil es ihm in erster Linie gar nicht um das Problem der Doppelehe zu tun war, sondern um etwas ganz anderes, wenn ich ihn richtig verstehe: Er wollte einen Mann zeigen, der einen so unersättlichen Lebenswillen in sich trägt, daß er selbst mit dem Tode den Kampf aufnimmt und über die Einehe hinausgeht, nicht weil er die Doppelehe auf sein Programm gesetzt hat, sondern weil er überhaupt ein gesteigertes Begehren befriedigen will. Der tragische Ausgang, der sonst anmuten könnte, nicht nur wie ein ratloses Unvermögen der handelnden Personen, die sich nicht mehr zu helfen wissen und darum den Tod setzen, sondern auch des Dichters, der selbst keinen anderen Ausweg gefunden hat, erfährt durch das Vorspiel und den Vertrag mit dem Tode eine tiefere Begründung, die allerdings nicht aus dem Problem der drei Akte selbständig und organisch herauswächst, sondern gleichsam voran gestellt ist. Das Problem des Grafen von Gleichen, das der Titel zu entwickeln vorgibt, wird an die zweite Stelle zurückgedrängt und sekundär abhängig gemacht. Die Doppelehe ist für dieses Drama nicht mehr Endzweck, sondern Illustrationsmittel, darum genügt es auch, bloß zu zeigen, daß sie der Graf will und wie er dazu kommt, einen solchen Willen zu haben, aber es fällt schon nicht mehr in den Bereich dieser Absicht, darzulegen, wie er sie kann und und durchführt. Ich glaube, daß vom Standpunkte des Gleichen-Problems, worauf es hier ankommt, die drei Akte des Schauspiels durch das Vorspiel in ihrer menschlichen Bedeutung eine Einbuße erlitten haben, daß der Gesichtskreis verengt und die Perspektive auf die Zukunft abgeschnitten wurde. Was nur die Stellung des Dramas zum Problem fixiert, aber den dichterischen Wert nicht weiter anficht, da es unsinnig

und anmaßend wäre, dem Dichter vorzuschreiben, ob er zwei verschiedene Motive verbinden dürfe oder nicht, (auch wenn nicht das eine das andere einschließt nach Art konzentrischer Kreise) und welches in den Vordergrund gerückt werden müßte. Für das Dramatische wurde sicherlich durch das Vorspiel und den Vertrag mit dem Tode eine verstärkte Schlußwirkung gewonnen.

Das Gleichen-Drama „kat erochen" könnte dagegen kaum aufkommen, da es etwa mit einer Idylle und der Perspektive auf eine friedliche Fortdauer der Doppelgemeinschaft abschließen müßte, was vielleicht einer epischen Kunstform entsprechender sein dürfte. Überhaupt glaube ich, daß dieses Problem in epischer Behandlung leichter zu einer abschließenden Ausprägung gebracht werden könnte. Darauf scheint schon der starke psychologische Gehalt und die Verinnerlichung und das Monologische des Konfliktes hinzuweisen. Man erinnere sich an die häufig wiederkehrenden und reichlich langen Monologe bei Schmidtbonn, die nicht zu umgehen sind, will man nicht oberflächlich werden oder veräußerlichen, weil sie Dinge betreffen, die niemand anderer wissen kann oder wissen darf, als eben der Sprecher des Monologs, darum gibt es keinen realen Partner, um ein Zwiegespräch zu ermöglichen (im Vorspiel ist es der Tod).

Wenn auch das Schauspiel von Schmidtbonn, nach meiner Meinung, das Problem des Grafen von Gleichen noch nicht zum letzten Abschluß gebracht hat, so weist es doch so wesentliche und wichtige Züge auf, ohne die ein Gleichen-Drama nicht bestehen kann und enthält so bedeutende Qualitäten, daß man ihm nicht so bald ein ebenbürtiges Seitenstück wird gegenüberstellen können, das den programmatischen Titel mit mehr Berechtigung führen könnte. Im Epischen, etwa in einer ganz besonderen Art der Novelle, ist es vielleicht noch möglich darüber hinaus zu kommen.

Ungarische Bilder / von Arthur von Wallpach

Plattensee

Schaumgekrönte Wogen spornen
Träge, weitgehörnte Stiere,
Dühnend lockt die Flut die Tiere
Aus bestaubtem Pferch von Dornen.

Zwischen roten Rebenhügeln
Gleißt der Wasser grüne Schale,
Enten blank im Sonnenstrahle
Aus dem Schilf im Dreipaß flügeln.

Südwärts ferne Pappelstreifen
Sandigen Küstenstrich umrahmen,
Muß auch Phantasie erlahmen,
Endlos kann hier Sehnsucht schweifen.

Ungarischer Flecken

Gleich goldenen Palästen prunkt in Tristen
Das Kornstroh, aufgestaut in Stoppelfeldern,
Die Wolkenwand will hinter dunkeln Wäldern
Beschneite Berge täuschen, die vermißten.

Mit rissiger Krume dorren Ackerbreiten,
Die schilfgedeckten niedern Hütten kauern
An sandigen Geleisen und ein Trauern
Schwerjochiger Arbeit drückt die öden Weiten.

Der Marktplatz gähnt in plumper Kirche Schatten,
Die einzige, schmutzige Schenke füllen Fliegen —
Mir ist's, ich müss' verschmachten und erliegen,
Denk ich der Heimat duftigen Alpenmatten!

(gez. von Max v. Esterle)

Maler Anton Colli

Brixner Chronik XVI (Die Bürgermeister)

Herr Dr. Julius Perathoner, Bürgermeister von Bozen hat es mit der Brixner Chronik gründlich verdorben, fast so, wie der seelige Lueger, als er bei Gelegenheit seiner Brixner Kaltwasserkur ungünstig über Brixen aussagte. Auf den Bozner aber haben wir's schon deshalb scharf, weil wir einen Mann wie ihn so gut brauchen könnten.

So kam es der „Chronik" außerordentlich gelegen, endlich einmal eine Öffnung zu finden, durch welche die Gase ihrer Erbitterung entweichen konnten. Es trat nämlich ein Ereignis ein, das klar und deutlich erwies, daß der Bildungsgrad des Bozner Bürgermeisters wahrlich nicht höher steht, als der eines jeden nächstbesten Proletariers — und des Dr. Aemilian Schöpfer, der sich so über ihn aufgeregt hat. Kenner der Verhältnisse haben nämlich sofort auf den Schöpfer getippt und behauptet, daß er es gewesen sei, der in der „Brixener Chronik" schrieb:

> **Der Bildungsgrad des Bozener Bürgermeisters** steht wahrlich nicht höher als der jedes nächstbesten Proletariers. Der Herr Dr. Perathoner liefert hiefür einen Beweis nach dem anderen. So fand am 23. Februar in Bozen beim „Mondschein" eine deutschfreiheitliche Landtagswählerversammlung statt, in welcher der Abgeordnete der Stadt Bozen, Dr. Willi von Walter, Bericht über die letzte Landtagssession erstattete. Bei dieser Versammlung wurden unter anderem auch die vom Heiligen Vater abgeschafften Feiertage zur Diskussion gebracht. Darüber waren die Meinungen geteilt. Während ein Teil der Redner aus nationalen Gründen für Beibehaltung der Feiertage war, trat Bürgermeister Dr. Perathoner für die Abschaffung der Feiertage ein, wobei er bemerkte, daß der Papst endlich nach so vielen Dummheiten was Vernünftiges getan habe. Diese Taktlosigkeit gehört gerügt zu werden! Der Papst wird doch nicht erst beim Bürgermeister von Bozen anfragen müssen, was er zu tun und zu lassen habe. Uebrigens dürfte die Dummheit beim Beleidiger zu Hause sein, denn seine Vernunft besteht nur in kotzengroben Manieren. So sehen die Repräsentanten unseres Tiroler Freisinns aus! Uns scheint, die Herren lernen die „Pfaffenfresserei" schon in der Wiege — sonst aber auch nichts!

Mit der Kotzengrobheit der Chronik bin ich vollkommen einverstanden, denn es muß zugestanden werden, daß es etwas anderes ist, wenn man den Papst oder den Bürgermeister von Bozen einen Trottel nennt. Dennoch glaube ich,

daß des Pudels Kern ein anderer ist. Daß Herr Dr. Perathoner Zweifel in die Intelligenz des Papstes setzte, könnte ihn höchstens mit dem österreichischen Strafgesetzbuche in Widerspruch bringen, im Übrigen aber der Chronik höchst gleichgültig sein. Aber ich kann mir nicht helfen, ich fühle die Nähe der Gefahr, daß der Pietätlose einmal die Taktlosigkeit begehen und es sich herausnehmen könnte, die ganze Chronik, mit allem, was drum und dranhängt, eine vertrottelte Gesellschaft zu nennen. Und dem muß vorgebeugt werden. Denn wenn nicht einmal die Heiligkeit des Papstes von solchen Anflegeleien sicher ist, was soll erst einem kleinen Theologieprofessor bevorstehen, der höchstens die Gunst der „Chronik", aber nicht die des Himmels verweigern kann? Jedoch, wie schon erwähnt, Herr Dr. Perathoner, glaube ich, war nur der Prügelknabe. Denn jüngst las ich in einer Zeitung, daß der Bischof von Brixen für seine Diözese die Feiertage beibehalten wolle, also mit dem Papst verschiedener Meinung ist (allerdings ohne ihn auch gleich einen Dummkopf zu nennen). Der Chronik aber war diese Widerspenstigkeit des konservativen Seelenhirten ein Stich ins Herz und sie konnte ihrem Unmute in keiner anderen Weise Luft machen, als dem Bürgermeister von Bozen eins über den Kopf zu geben.

Und dieser Bürgermeister, der ohne viel Geschrei und ohne Mithilfe einer Zeitung mit aufreizender Seelenruhe so viel zustande bringt, ist uns offiziellen Brixnern schon lange ein Dorn im Auge. Wenn er wenigstens in der „Chronik" inserieren würde! Aber nicht einmal das! Wir brauchten irgendwo in Tirol einen nichtchristlichsozialen Bürgermeister, der ein so ausgemachter Schurke wäre, daß sich von dem pechschwarzen Hintergrunde seiner fanatisch liberalen Gesinnung das Bild unseres schwarzen Stadtoberhauptes wie leuchtender Sonnenglanz abhöbe.

Eigentlich leiden wir ja hier in Brixen unter einem Duumvirate. Wir haben zwei Bürgermeister. Herr Dr. Otto von Guggenberg sen. vertritt die offizielle Würde, während Herr Dr. Aemilian Schöpfer ein ungekrönter, ich will gar nicht sagen unerwünschter König ist und es nur aus Gefälligkeit tut, so daß wir nicht einmal wissen, wem wir eigentlich das Leben zu verdanken haben. Und so hat es mich schon immer geärgert, daß wir es mit unsern zwei Bürger-

meistern und der „Chronik" nicht recht weiterbringen wollen, während die Nachbarstadt Bozen sich mit einem einzigen Manne begnügt. Es wurmt mich, daß es in Bozen drei Bergbahnen gibt, während der angebornen Farbe der Entschließung unserer Plosebahn nun des Gedankens Bläße angekränkelt ward und sie, die ehedem ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck war, nun der Handlung Namen verloren hat. Und wenn ich mich recht erinnere, liegt auf dem Bahnhofplatz in Bozen (der auch kein Muster von Reinlichkeit ist) noch immer nicht so viel Schmutz, daß wir auch nur den „See am weißen Turm" damit planieren könnten.

Dies sind alles Dinge, deren Mangel wir schmerzlich empfinden, aber etwas anderes haben wir — etwas, das wir uns um viel Geld nicht abkaufen lassen. Der Bürgermeister von Bozen steht allein auf der einsamen Höhe seines kommunalen Schaffens, und es ist, als hätte ein Geschick es ihm versagt, helfende Söhne an seiner Seite zu sehen. Der unsere aber hat Söhne und Verwandte, die eifrige Arbeiter im Weinberge ihres Herrn und Vaters sind, und von denen wir wünschen, sie schon in allernächster Zeit in der Gemeindestube begrüßen zu dürfen.

Ich meine das im vollsten Ernst und es täte mir leid, wenn man mir Mangel an Bildung vorhalten und mich einen Dummkopf nennen würde. Denn ich würde es als zuviel Ehre empfinden, wenn man mich mit Sr. Heiligkeit in einen Topf werfen wollte. Hartmann

Berichtigung. In Heft 20 ist in der Epistel „An den Innsbrucker Gemeinderat" aus Versehen die letzte Zeile auf S. 734 weggeblieben. Die betreffende Stelle lautet vollständig: „Trotz besten Willens ist nichts darin zu finden, was beweisen könnte, daß die sorgenvoll-wichtige Geste, die all Ihr Tun begleitet, etwas anderes wäre als die gesellschaftliche Maskierung eines ganz gewöhnlichen, bürokratisch betriebenen Vereinslebens.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS

PRO DOMO ET MUNDO

APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**